

„Geschenkte Katholizität“

Impulse für eine weltkirchliche Spiritualität der Mit-teilung

Franz Weber MCCJ, Innsbruck

Wer der Frage nach der inneren Zuordnung von „Mission und Spiritualität“ nachzugehen versucht, wird aus verschiedenen Gründen gut daran tun, sich die Antwort darauf nicht nur in einem theologischen Grundsatzreferat geben zu lassen, sondern vor allem auch all jene zu Rate zu ziehen, die sich seit Jahren oder Jahrzehnten auf die eine oder andere Art und Weise der „Weltmission“ verschrieben haben. Überall dort, wo jemand über den „Grund seiner Hoffnung“ und über Anlässe seiner Freude am „Missionswerk“ der Kirche Auskunft gibt und über die Kraft zum Leben und Überleben spricht, die er z. B. in seiner Begegnung mit Menschen aus den Ortskirchen des Südens gespürt hat, eröffnet sich ein direkter Zugang zu einer lebensnahen „*Spiritualität der Mission*“, die meiner Ansicht nach auch die Basis für eine erfahrungsbezogene theologische Missionsbegründung abgibt.

So ist es nur folgerichtig, daß dieses Thema der Jahrestagung aus den verschiedenen Perspektiven der Mitgliedsgemeinschaften des Missionsrates, d. h. von den Ordensgemeinschaften, Hilfswerken und Diözesen mit ihren unterschiedlichen Erfahrungswerten, erschlossen werden soll und daß nach einem Ausblick auf die jüngsten Weltbischofssynoden und einigen Grundgedanken zu einer missionarischen Spiritualität dann vor allem auch Zeugnisse missionarischen Engagements von Laien, Ordensleuten und Diözesanpriestern zur Sprache kommen. Das authentische Zeugnis hat immer ein Nahverhältnis zur Spiritualität, weil es direkt „aus dem Leben kommt“ und dem im täglichen Lebensvollzug verwirklichten Glauben noch näher steht als die „Nachdenkprozesse“ der Theologie, deren Eigenwert und Notwendigkeit aber damit nicht bestritten werden sollen.

Uns allen wurden – ich gebrauche hier ganz bewußt noch einmal das alte und wohl oft sehr „einseitig“ gebrauchte Wort, – uns allen wurden zahlreiche „Missionserfahrungen“ geschenkt, die wir im Nachhinein nicht primär als „missionarische Leistung“ unsererseits verstehen sollten, sondern – im Sinne von Gustavo Gutiérrez – als „Gratuität“; als Geschenk tiefgehender Begegnungen, vor allem mit Menschen anderer Völker und Kulturen annehmen, weitergeben, einander mit-teilen, d. h. miteinander teilen dürfen. In diesem Sinn haben wir einander im Hinblick auf das Thema dieser Tagung „viel zu sagen“. Wenn wir voreinander bezeugen, was wir erfahren haben, verkörpern wir alle ein Stück „geschenkte Katholizität“, die in einer weltkirchlichen „*Spiritualität der Mit-teilung*“ ihren Ausdruck findet.

Ohne dieser Mitteilung vorzugreifen und dem Bezeugen der verschiedenen Ausdrucksformen und Wirkweisen „missionarischer Spiritualität“ eine be-

stimmte Richtung vorzugeben, soll zunächst von den thematischen Erwartungen ausgehend, die in den Antworten zur Auswertung der Mitgliederversammlung von 1997 geäußert wurden, an unser aller Mitverantwortung für die Weltkirche erinnert werden, die sich gegenwärtig ganz neuen Herausforderungen zu stellen hat (1). Im Anschluß daran möchte ich einen kurzen biblischen Impuls versuchen, der an der „Missionserfahrung“ der urchristlichen Gemeinden anknüpft (2), bevor ich auf der Basis einiger zentraler ekklesiologischer Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils zu erklären versuche, wie „Weltmission“ und „Weltkirche“ heute gerade auf dem Hintergrund einer globalisierten Weltzivilisation als Erfahrung „geschenkter Katholizität“, als geist-gegebene Einheit in spannungsreicher kultureller Vielfalt, verstanden und praktiziert werden kann (3). Ich möchte es schließlich aber nicht nur bei grundsätzlichen Überlegungen bewenden lassen, sondern sowohl für die Ordensgemeinschaften als auch für die Diözesen und Hilfswerke eher in Anfrageform einige mögliche oder (und) notwendige Handlungsfelder erschließen, in denen sich unsere missionarische Spiritualität als glaubwürdig und zukunftsfähig erweisen könnte (4).

1. Erwartungen und Herausforderungen

Die Jahrestagung des Deutschen Katholischen Missionsrates erweist sich angesichts der vielfältigen Erfahrungen seiner Mitgliedsorganisationen nicht nur als einmalige Chance einer gegenseitigen Bereicherung, spirituellen Vertiefung und wechselseitigen Ermutigung zur Fortführung unseres missionarischen Dienstes innerhalb der Weltkirche, sondern auch als Möglichkeit, sich gemeinsam grundlegenden Fragen und aktuellen Herausforderungen weltkirchlicher Natur zu stellen, die man nicht gleich „notdürftig“ mit einigen theologischen Wortfetzen zudecken oder sofort in die Letztverantwortlichkeit der Kirchenleitungen abschieben soll, sondern zunächst durchaus als spannungsgeladene Wirklichkeit wahrnehmen soll. Wir alle, Missionsgemeinschaften, Diözesen und Hilfswerke haben ja nicht nur mit wachem Gespür Aufbrüche in der Weltkirche zu orten, Unrecht beim Namen zu nennen und für weltweite Gerechtigkeit einzutreten. Wir haben vor allem auch die Verantwortung für das Handeln der Kirche in einer bestimmten historischen Situation mitzutragen, weil wir selbst Handelnde und Betroffene sind und weil wir es bei unseren Partnerinnen und Partnern in den Ortskirchen des Südens nicht mit Befehls- und SpendenempfängerInnen, sondern mit den eigentlichen Subjekten und Trägern der Evangelisierung zu tun haben.

Aus verschiedenen Berichten wird auf dieser Tagung wahrscheinlich noch sehr deutlich werden, daß weder Weltbischofssynoden, noch Dokumente und Maßnahmen des universal-regional- und ortskirchlichen Lehramtes allein, so notwendig und hilfreich sie auch immer wieder sein mögen, bewirken können, daß schwerwiegende Probleme und Spannungen einfach von heute auf morgen „vom Tisch sind“. Der Kirche sind noch nie in ihrer Geschichte Lernprozesse erspart geblieben, die oft sehr schmerzlich und langwierig waren. Oft hat

man erst sehr viel später erkannt, daß der Kirche genau das, was sie glaubte vehement ablehnen zu müssen, sehr lehrreich und weiterführend war. Wie hoch ist die Lernbereitschaft auf den verschiedenen Ebenen welt- und ortskirchlicher Leitungsinstanzen zur Zeit einzuschätzen? Ist die sogenannte „Basis“, das „Kirchenvolk“ in den Gemeinden, zur Zeit nicht manchmal notgedrungen flexibler und beweglicher als Teile der Amtskirche, deren ängstliches Festhalten an unbeweglichen Positionen und althergebrachten Strukturen in immer stärkerem Widerspruch zu den realen pastoralen Notwendigkeiten vor Ort steht?

In den Vorschlägen für die Mitgliederversammlung des Missionsrates wurde neben dem Thema „*Spiritualität und Mission*“ fast stimmengleich auch die Behandlung von zwei Themenkreisen grundsätzlicher Natur gewünscht: Ohne eine Klärung der Frage nach dem „*Missionsverständnis heute*“ und jener nach dem Verhältnis von „*Ortskirche und Weltkirche*“ würden wir unsere Spiritualität tatsächlich weithin „in der Luft aufhängen“ und sie um ihren pastoraltheologischen Wirklichkeitsbezug bringen. So möchte ich zunächst auch versuchen, diese drei Fragenkomplexe kurz zu thematisieren, um auch deren inneren Zusammenhang einsichtig zu machen.

1.1 Ausdauernde Suche nach einem neuen Missionsverständnis

Wie ist es zu deuten, wenn jene, die ständig mit Mission zu tun haben, auch dreißig Jahre nach den Klarstellungen des 2. Vatikanischen Konzils anscheinend nicht wissen, was Mission ist und immer wieder neu nach deren Berechtigung und Zielsetzung fragen? – Genau das wird uns von bestimmten Bewegungen und aus manchen „rechtgläubigen“ Ecken der Kirche immer wieder zum Vorwurf gemacht. Lassen sie es mich in aller Deutlichkeit sagen: Das Konzil machte wohl nur den Anfang mit einer schon damals dringend notwendig gewordenen neuen Missionstheologie und gab damit einen ersten Anstoß zu einer veränderten Praxis in der Missionstätigkeit der Kirche. Aber die Weltgeschichte ist seither in diesen letzten Jahrzehnten fürwahr nicht stehen geblieben, und es wäre folgeschwer, wenn sich nicht gerade Missionarinnen und Missionare immer wieder neu über ganz neue historische Situationen und vor allem auch über die Anwendbarkeit und Wirklichkeitsnähe ihres Missionsverständnisses Rechenschaft geben würden.

Viele, die heute zur Rettung des katholischen Glaubens und zur Neuevangelisierung Europas aufrufen, würde ein Blick in die Missionsgeschichte darüber aufklären, wie oft der laute und intolerante Brustton der Überzeugung und das Sendungs- und Superioritätsbewußtsein abendländischer Glaubensboten den leisen Herzschlag Gottes in den anderen Religionen und Kulturen über-tönt haben. Wenn die katholische Kirche „nichts von alledem“ ablehnt, „was in d(ies)en Religionen wahr und heilig ist“ und „mit aufrichtigem Ernst ... jene Handlungs- und Lebensweisen ...“ betrachtet, die „nicht selten einen Strahl

jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet¹, dann heißt es eben zunächst überall Hinhören und Hinschauen. Es ist in der Kirche von heute wieder von neuem notwendig geworden, im Geist des Konzils daran zu erinnern, daß der große und grenzenlos handelnde und liebende Gott immer schon vor den – manchmal recht engstirnig denkenden und kleingläubig handelnden Missionaren und Evangelisten – da ist und in der „Freude und Hoffnung, in der Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“² auf uns wartet und uns aus den verschiedenen Kulturen und Religionen heraus „entgegenkommt“. Aber spricht er uns nicht auch in Europa an in der „Gottsuche“ vieler Menschen, deren diffuse religiöse Sehnsucht anscheinend in unseren christlichen Kirchen keine Erfüllung und Orientierung mehr findet? Denn wenn es stimmt, daß der „Sohn Gottes ... sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt“ und daß er selbst „mit einem menschlichen Herzen geliebt“³ hat, dann muß sich unser Missionsverständnis an diesen „Voraussetzungen“ orientieren. Als Missionarinnen und Missionare brauchen wir ein feines Gehör für die „Herztöne“ Gottes im Lärm der Geschichte. Unsere Aufgabe kann nicht darin bestehen, seine Spuren in den Kulturen und Religionen der „Anderen“ zu verwischen, sondern sie zusammen mit ihnen zu entdecken und zu deuten. Denn sie zeugen von der Weite des Geistes Gottes, der längst vor dem Kommen der Missionare in den verschiedenen Völkern als „verborgene Macht, die dem Lauf der Welt und den Ereignissen des menschlichen Lebens gegenwärtig ist“, am Werk war.⁴

Der universale Missionsauftrag der Kirche behält auch in einer positiven Sicht der nichtchristlichen Religionen, die nicht auf Privatmeinungen von Theologen aufbaut, sondern auf Lehraussagen eines ökumenischen Konzils, genauso seine volle Gültigkeit wie seine theologische Begründung in der Osterbotschaft und im Pfingstereignis.⁵ Denn die Anerkennung der Präsenz Gottes in den religiösen und kulturellen Traditionen und Vollzügen der „Anderen“ nimmt uns ja nicht die Überzeugung, daß die Verkündigung der christlichen Heilsbotschaft in einem letztgültigen theologischen Sinn sinnvoll und notwendig bleibt.

Wer die befreiende Kraft der Frohbotschaft vor Ort, z. B. in lateinamerikanischen Basisgemeinden, erleben durfte, der zweifelt keinen Augenblick an der grundsätzlichen Notwendigkeit der Verkündigung des Evangeliums, das die

1 ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL, *Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen*, n. 2.

2 PASTORALKONSTITUTION, *Die Kirche in der Welt von heute*, n. 1.

3 EBD. n. 22.

4 *Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen*, n. 2; vgl. auch Schlußdokument der Bischofsversammlung von Santo Domingo, n. 243.

5 Vgl. Art. *Mission*, in: H. RZEPKOWSKI, *Lexikon der Mission*, Graz-Wien-Köln 1992, 297.

Not der Menschen zu sehen und auch zu wenden lehrt. „Evangelisieren besagt für die Kirche: die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit tragen und sie durch deren Einfluß von innen her umwandeln...“⁶ Wo die Lebenswirklichkeit des Menschen, ihr persönliches und kollektives Bewußtsein, die Tätigkeiten, in denen sie sich engagieren, ihr konkretes Leben und ihr jeweiliges Milieu⁷ mit der christlichen Heilsbotschaft in Berührung geraten, da kommen die Dinge in Bewegung. Im Blick auf Jesu Wort und Lebenspraxis werden Menschen fähig, die Welt tatsächlich ein Stück weit zu verändern.

1.2 Mission im Spannungsfeld von Ortskirche und Weltkirche

Der Wunsch nach einer Thematisierung des Spannungsverhältnisses zwischen Ortskirche und Weltkirche steht in der Befragung der am Missionsrat teilnehmenden Gemeinschaften und Institutionen wohl nicht zufällig an vorderster Stelle. Daß der Zusammenbruch der kolonialen Weltherrschaft nicht, wie es viele vorausgesagt hatten, zu einem Ende der Weltmission führte, sondern zu einer neuen Gestalt der Weltkirche, in der die ehemaligen Missionskirchen sich immer stärker zu selbständigen und selbstbewußten Ortskirchen entwickelten, zu Kirchen „mit aufrechtem Gang“, wie es ein afrikanischer Bischof einmal sehr treffend formulierte,⁸ ist nicht zuletzt auch der Ekklesiologie des 2. Vatikanischen Konzils zu verdanken, in der die Stellung der Ortskirchen und ihrer Bischöfe stark aufgewertet wurde. Genau so bekannt und allorts spürbar ist aber auch die nicht zu leugnende Tatsache, daß man in der Weltkirche von heute von einer glaubwürdigen Umsetzung dieser Aufwertung noch immer meilenweit entfernt ist.

Ich spreche diese Frage deshalb so klar an, weil man zu diesem Struktur- und Kommunikationsproblem gerade aus der Verantwortung missionarischer Gemeinschaften und Institutionen nicht schweigen kann und wohl auch nicht darf, weil es um eine äußerst sensible und für die Zukunft der Weltkirche entscheidende Frage geht. Die Kirche habe die relative Eigenständigkeit der Ortskirchen, so stellt Medard Kehl mit Recht fest, bis jetzt „nur sehr begrenzt in die kirchliche Realität übersetzt“, weil noch immer „von einer europäisch-abendländischen Tradition und Theologie aus faktisch auch heute noch vielfach für alle Kirchen bestimmt (wird), was in Lehre und Liturgie, in Moral und Pastoral als ‚gut katholisch‘ zu gelten hat.“⁹ Daß solchen Maßregelungen eine Vorstellung von „Katholizität“ zugrunde liegt, die sich schwerlich auf die entsprechenden Aussagen des Konzils berufen kann, wird noch zu zeigen sein.

6 PAUL VI., *Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“* n. 18.

7 EBD.

8 Vgl. R. SARAH, *Den aufrechten Gang finden*, in: Herder Korrespondenz 48 (1994) 245–251.

9 M. KEHL, *Die Kirche: eine katholische Ekklesiologie*, Würzburg 1993, 216.

Die Kirche von heute steht jedenfalls vor der noch immer zu wenig in Angriff genommenen „epochalen Aufgabe, sich als eine Kirche in den vielen Kirchen der Völker und Kulturen zu ‚inkarnieren‘ und damit den theologischen Gehalt der ‚Communio ecclesiarum‘ auch im realen Erscheinungsbild der Kirche zu bestätigen“.¹⁰ Den Bericht und das Urteil darüber, ob die jüngsten römischen Bischofssynoden dieser Aufgabe wenigstens ein Stück weit gerecht geworden sind, darf ich denen überlassen, die selbst dabei waren.

Es ist eigentlich paradox, daß man sich gerade mit dieser Sorge um die Verwirklichung dieser für die Kirche von heute richtungsweisenden „Katholizität“ ständig dem Vorwurf aussetzt, nicht mehr „katholisch“ zu sein. An kritischen Stellungnahmen und besorgten Stimmen zu dieser aktuellen weltkirchlichen Problematik fehlt es fürwahr nicht: Franz Xaver Kaufmann sprach schon 1979 von einem „Trend zur Zentralisierung, Hierarchisierung und bürokratisch strukturierten Kontrolle“ und von einer römischen Kirchenpolitik, die „weniger an der Einheit, denn an der Einheitlichkeit des Katholizismus orientiert zu sein scheint ...“¹¹ Muß man nicht Theologen aus den Kirchen des Südens weithin Recht geben, wenn sie wie Bitoto-Abeng aus Kamerun behaupten, die afrikanische Kirche sei noch „im Schlepptau Europas“ und unter der „Bewachung der westlichen Kirche“?¹² Gilt nicht auch nach der Asiensynode noch (oder gerade wieder erneut), was ein asiatischer Theologe schon vor einigen Jahren zum Ausdruck brachte, als er sagte, das römische Lehramt sei gegenüber den Inspirationen der jungen Kirchen argwöhnisch und unfähig, die nichteuropäischen kulturellen und sozialen Probleme zu begreifen?¹³ Der vielzitierte Ausspruch von Johann Baptist Metz, der die Entwicklung nach dem 2. Vatikanischen Konzil als „einen schmerzlichen Übergang von einer eurozentrischen Kirche zu einer kulturell polyzentrischen Kirche“ zu begreifen sucht, beschreibt einen Prozeß, der in vollem Gange und auch nicht mehr aufzuhalten ist. Eine geschichtstheologische Sicht, die auch in Konflikten und Krisensituationen den Geist Gottes am Werk sieht, bewahrt vor einseitigen Schuldzuweisungen und Verkrampfungen, vor lähmender Resignation und Lamentation, zu der wir in Europa nach meinem Eindruck viel stärker neigen als unsere MitchristInnen im Süden, die manche Barrieren, die ihnen auf dem Weg zu ihrem je eigenen Platz innerhalb der Weltkirche aufgerichtet werden, „lockerer“ überspringen und manche, wie ich meine, längst unnötig gewordene „Grenzkontrollen“ gelassener umgehen.

10 EBD. 214.

11 F. X. KAUFMANN, *Kirche begreifen*. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg-Basel-Wien 1979, 137.

12 N. BITOTO-ABENG, *Im Schlepptau Europas*. Die Uniformität der Kirche widerspricht dem Pfingstgeist. Das Beispiel Afrika, in PF 12 (1983) 3 f.

13 S. J. EMANUEL, *Theologie im kulturellen und religiösen Kontext Indiens*, in: Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Hg.), *Dein Reich komme*. 89. Deutscher Katholikentag, Paderborn 1987, 206.

1.3 Spiritualität und Mission

Sind es nicht gerade auch die Geburtswehen welt- und kirchengeschichtlicher Wachstumsprozesse, die dann, wenn sie wirklich wahrgenommen und ernstgenommen werden, zum Anstoß eines theologisch-geistlichen Umdenkens und zur Quelle einer neuen weltkirchlichen Spiritualität werden können? Wenn uns einerseits aus der religiösen Erfahrung der „Anderen“ unser Gott selber „entgegenkommt“, und wenn wir zu erahnen beginnen, daß uns auch aus anderen Kulturen und Religionen sein Geist „herüberweht“, wenn wir andererseits aber auch immer wieder selbst in der Erfüllung unseres missionarischen Auftrags mit Händen greifen können, wie das Evangelium die Welt verändert, dann haben wir eine gute Grundlage für eine neue, geschichts- und realitätsnahe, und deshalb tiefergehende und weiterreichende Spiritualität der Mission gewonnen.

Dazu bedarf es freilich einer dringend notwendigen theologischen Rückfrage darauf, was wir unter diesem fast schon zum Modewort avancierten Begriff „Spiritualität“ tatsächlich verstehen und praktizieren wollen. Denn sogenannte „spirituelle Angebote“ verzeichnen in letzter Zeit wieder einen schon lange nicht mehr dagewesenen Boom und selbst Theologiestudierende, Ordensleute und kirchliche MitarbeiterInnen lassen sich bisweilen von Leuten „spirituell“ berieseln, an deren theologischem Fundament und an deren geistlicher Leitungskompetenz man wohl mit Recht Zweifel anmelden muß.

Aber auch an manche Sektoren sogenannter neuerer geistlicher Bewegungen innerhalb der Kirche muß die Anfrage erlaubt sein, ob sie sich bewußt sind, wie sehr sie immer wieder Gefahr laufen, sich zu elitären Zirkeln mit fundamentalistischen Tendenzen oder zu himmelstrebenden „Hallelujagesellschaften“ zu entwickeln. Denn sie machen es sich manchmal in ihrer Spiritualität dadurch allzu einfach, daß sie sich mit einem unverantwortlichen „Leichtsinn“, der auch mit Hochmut gepaart sein kann, über die Niederungen des gewöhnlichen kirchlichen und pfarrlichen Lebens erheben und von der von sozialen Spannungen aufgeladenen gesellschaftlichen Wirklichkeit abheben.

Christliche Spiritualität kann nicht bedeuten, daß man von einer Wolke „spiritueller“ Seligkeit zur anderen schwebt und von einer Welle religiösen Hochgefühls zur anderen surft.

Wo kirchlich-religiöse Strömungen sich allzu undifferenziert als „Gegenwind“ zum „Zeitgeist“ verstehen, wo Spiritualität allzu schnell als Gegenbegriff zum „Ungeist“ der Welt eingesetzt wird und „spirituelle“ Erfahrungen von der ‚materiell‘-konkreten Erfahrungswelt und von der harten Wirklichkeit befreien sollen, ist die Rückfrage auf die biblischen Quellen und auf die gesunden geistlich-theologischen Traditionen der Kirche erforderlich. Eine Kirche, die im 2. Vatikanischen Konzil eine Gemeinschaft werden wollte, die „sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ weiß und die von sich bekennt, es würde nichts wahrhaft Menschliches geben, was nicht

in den Herzen der Jüngerinnen und Jünger Christi seinen Widerhall findet,¹⁴ kann keiner Bewegung in ihrer Mitte gestatten, vom „Menschen als Weg der Kirche“ (Johannes Paul II)¹⁵ abzuweichen, am wenigstens ihren Missionarinnen und Missionaren, bei denen ein Ausscheren aus der Leidens- und Hoffnungsgeschichte der Menschheit wohl als Verrat an ihrem „Weltauftrag“ bezeichnet werden müßte.

Wenn Spiritualität, wie es Paul Michael Zulehner einmal sehr einfach gesagt hat, in letzter Konsequenz für jeden Christen, für jede Christin, nichts anderes ist als „Verwirklichung des Glaubens unter den konkreten Lebensbedingungen“, oder mit Karl Rahner noch schlichter ausgedrückt, „Leben aus dem Geist“,¹⁶ dann muß unser Mühen um eine innere Verbindung zwischen unserer „Mission“ und unserer „Spiritualität“ „aus dem Leben kommen“ und zu einem ganz natürlichen „Lebenszusammenhang“ und im Grunde genommen zu ein und demselben „Lebensvollzug“ führen: In unserem Stehen in Kirche und Welt von heute und nicht im „Abheben“ von ihr, in der Mitgestaltung der Welt- und Kirchengeschichte und nicht im Auszug aus ihr verwirklicht sich Spiritualität. Wir schöpfen aus dem lebensschaffenden Wort der Bibel und aus den Quellen der verschiedenen geistlichen Traditionen. Wir nehmen den Geist Gottes aber auch wahr, wo er kirchliche und gesellschaftliche Neuaufbrüche bewirkt und begleitet. Wir vernehmen sein Seufzen und Stöhnen in den Geburtsschmerzen und Todesängsten der Menschheit und versuchen, ihn im Atem der religiös-kulturellen Erfahrungen von Jahrhunderten und Jahrtausenden zu erspüren, wo er als Gegenwind zum Todeshauch des Scheiterns so vieler menschlicher Bemühungen als Lebenshauch unerschütterlicher Hoffnung immer schon am Werk war und das Leben der Menschen mit einem tiefen religiösen Sinn durchtränkt hat.¹⁷ Aus all diesen Wahrnehmungen beziehen wir die Kraft für und die Freude an unserem Einsatz für das Reich Gottes, das mitten unter uns da ist als gnadenhaft-geschenkte Wirklichkeit und zugleich als Herausforderung, die uns den Erdboden unter den Füßen heilig und heiß macht, damit wir nicht stehen- oder sitzenbleiben, sondern unseren Weg durch die Geschichte weitergehen. So wird auch unsere Spiritualität nicht den Geschmack des Abgestandenen bekommen. Denn sie lebt nicht nur mit und von althergebrachten Speisen, sondern auch von neuen „Früchten“, die am Weg wachsen und von neu aufbrechenden Quellen, die oft ganz anderswo entspringen, als es auf unseren alten theologisch-spirituellen Landkarten eingezeichnet ist.

14 PASTORALKONSTITUTION, n. 1.

15 JOHANNES PAUL II., *Enz. „Redemptor hominis“* n. 14.

16 Zum Begriff christlicher Spiritualität vgl. C. SCHÜTZ, *Art. Spiritualität*, in: Ders. (Hg.) *Praktisches Lexikon der Spiritualität*, Freiburg – Basel – Wien 1988, 1170 ff.

17 *Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen*, n. 2.

2. *Biblischer Impuls: Mission aus der Erfahrung geschenkter Begegnung*

Wie sehr die pilgernde Kirche ihrem Wesen nach von Anfang an missionarisch war¹⁸ und welcher Grunderfahrung sie diese ihre missionarische Ausrichtung verdankt, beweist schon ein kurzer Blick in das Neue Testament: Seit den Anfängen des Christentums haben Frauen und Männer, Jüngerinnen und Jünger Christi, einfach weitergesagt, was sie selbst auf beglückende Weise erfahren hatten: Und das war wohl im tiefsten die ganz persönliche Begegnung mit der Person Jesu von Nazaret, die ihr Leben von Grund auf verändert hatte. Da war einer, der hatte „Worte des Lebens“ und verkörperte mit seinem ganzen Sein und Tun die Zuwendung eines grenzenlos liebenden und jeden Menschen annehmenden Gottes. Es war wohl dieses unmittelbare und persönliche Erfahrendürfen des Angenommenseins, die Erfahrung, daß menschliches Leben nicht Schicksal ist und Zufall, nicht nur Last ohne Lust zum Leben, sondern geschenktes Dasein und zugleich auch erfüllender Auftrag, die diesen Menschen damals so zu Herzen ging, daß sie einfach nicht bei sich behalten konnten, was ihnen selbst zuteil geworden war.

Denn sogar nach dem offensichtlichen Scheitern der Mission Jesu war die „Missionsbewegung“, die er ins Leben gerufen hatte, nicht zum Absterben verurteilt, sondern lebte wieder auf. Denn die mit ihm schon vorher auf dem Weg gewesen waren überwand bald ihre lähmende Verzweiflung und Angst, weil sie die Gewißheit gewannen, daß er für sie gar nicht tot war, sondern auch sie durch sein neues, eigenartig-unerklärliches Dasein zu einem neuen Leben erweckte. Vor allem aber war es die gemeinsam gemachte Erfahrung des von Jesus verheißenen Geistes, die sie mit einer neuen Kraft erfüllte, sie ihre eigenen Grenzen und die Grenzen der Jerusalemer Gemeinde überschreiten ließ und sie auch mit Gewalt „weitertrieb“, weil das Bekenntnis zu Jesus als dem auferstandenen Herrn sehr bald zur Verfolgung führte und für sie buchstäblich eine Frage auf Leben und Tod wurde. Aus der Überzeugungskraft dieses Hinstehens für den Namen Jesu, aus dieser Zeugniskraft, dieser „Martyria“, die für einige sehr bald ins Martyrium mündete, breitete sich die junge Kirche aus und war damit eigentlich von Anfang an eine „Missionskirche“, die der Übermacht des römischen Weltreiches zwar machtlos ausgeliefert war und sich andererseits in unglaublichem Freimut mit den Machthabern anzulegen begann.

Die Mächtigen dieser Welt bekamen es hier mit Menschen zu tun, die ihnen ins Gesicht sagten, sie könnten „unmöglich schweigen über das, was sie gehört und gesehen hatten“ (Apg 4,20). Sie waren auch nicht zum Schweigen zu bringen, weil sie einfach weitergeben mußten, was sie selbst als das größte Geschenk ihres Lebens erfahren hatten. Für sie war Jesus zum Meilenstein ihres

18 Vgl. *Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche*, n. 2.

Lebens geworden, zum „Eckstein“. Für sie stand unerschütterlich fest, daß in keinem anderen das Heil zu finden ist (Apg 4,11f). Sie wußten sich vom Auferstandenen beauftragt, zu allen Völkern zu gehen und alle Menschen zu Jüngerinnen und Jüngern Jesu zu machen und sie zu taufen ... (Mt 28,19).

Grenzenlos sollte sie sein die Kirche, „katholisch“ im ursprünglichen Sinn des Wortes, den gesamten Erdkreis umfassend. Missionarisch wollte sie sein und alle Menschen hineinnehmen in eine weltumfassende Gemeinschaft des Heils. Welche „Welt-Machtansprüche“ im Laufe der Kirchengeschichte jedoch aus dieser genuin biblischen, geistlichen Vorstellung von einer alle Menschen zusammenführenden Völkergemeinschaft (vgl. Jes 60) abgeleitet wurden, welche Bündnissysteme mit den „Weltmächten“ verschiedenster Art die Kirche gegen den Geist des Evangeliums einging, in welche für viele Menschen tödliche „Globalisierungsfallen“ sie damit immer wieder geriet und wie das Heilszeichen der Taufe zum Kainsmal der Versklavung und zum Zeichen kolonialer Zwangsrekrutierung pervertiert wurde, das alles und noch vieles mehr steht auf anderen oft blutbefleckten Blättern der Kirchengeschichte. Als „Gegenzeugnis“ bilden diese tragischen Fakten genauso wie das Glaubens- und Blutzugnis vieler Generationen von Verkünderinnen und Verkündern des Evangeliums bis heute genug Betrachtungsstoff und Orientierung für eine missionarische Spiritualität, die sich nicht aus der Verantwortung für die Geschichte Gottes mit der Menschheit davonstiehlt, sondern sie aus der Kraft des Geistes mitträgt und mitverantwortet.

3. Historisch-ekklesiologischer Impuls: Katholizität als Gabe und Aufgabe

Die Kirche hat nicht erst im 2. Vatikanischen Konzil vor allem in der Pastoralkonstitution „die Welt der Menschen, das heißt die ganze Menschheitsfamilie mit der Gesamtheit der Wirklichkeiten, in denen sie lebt; die Welt (als) Schauplatz der Geschichte der Menschheit, von ihren Unternehmungen, Niederlagen und Siegen geprägt“,¹⁹ die „Eine“ Welt also, in den Blick zu bekommen versucht. Sie stand immer schon mitten in der Welt, hat sich aber auch häufig auf eine Art und Weise in den Mittelpunkt der Welt gestellt und vor allem in ihrer abendländischen Gestalt zum Maßstab aller Dinge gemacht, die ihrer universalen Sendung sicher mehr geschadet als genützt hat. Das Bewußtsein, der ganzen Welt nicht nur den christlichen Glauben, sondern auch bestimmte meistens stark national gefärbte Formen abendländischer Kultur bringen zu müssen, prägt bis heute unser westliches Denken. Am spanischen und portugiesischen, am englischen oder französischen, am holländischen und am deutschen Wesen sollte die Welt genesen. Und heute soll sie es anscheinend an den gewinnend sanften Auftritten eines McWorld, dessen sonstige Decknamen McDonald, McCoca Cola etc. harmlos erscheinen, dessen Herrschaftsan-

¹⁹ PASTORALKONSTITUTION, n. 2.

sprüche aber ohne Zweifel noch in viel stärkerem Maße kultur- und damit identitätszerstörend sind und nach dem Willen ihrer Hintermänner auch sein müssen, als die im Namen des Glaubens angestrebte Welteroberung der sogenannten christlichen Kolonialmächte.

Zu einer Wahrnehmung des kulturell Anderen kam und kommt es weder im einen noch im anderen Fall. Der Andere ist lediglich „Objekt der Missionsstätigkeit“ bzw. der weltwirtschaftlichen Interessen. Sein „Eigen-Sein“ wird nicht wahrgenommen, er wird nicht „sein“ gelassen, sondern manipuliert und instrumentalisiert. Seine je eigene Geschichte, Kultur und Religion spielen keine oder eine auf jeden Fall anderen Interessen untergeordnete Rolle. Sie kommen meist gar nicht zur Sprache und werden bestenfalls nur von außen „entdeckt“ und nur in einer bestimmten Optik gelesen. Was Norbert Brieskorn von der „Entdeckung“ Amerikas sagt, gilt bis heute für die ökonomische und wohl auch für manche Formen der religiösen „Weltmission“: „Das Entdeckte wird wie ein Text aus gläubigem Herzen, wirtschaftlichem Kalkül, politischem Machtstreben, ehrlicher oder heuchlerischer Menschenfreundlichkeit ... gelesen.“²⁰

Aber das ist nur die eine Seite. Denn von Anfang an hat es in der Missionsgeschichte auch immer wieder genau den gegenteiligen Prozeß gegeben. Die Kirche hat auf ihrem Pilgerweg zu den Völkern unendlich viel von deren kulturellen und religiösen Vorstellungen und Ausdrucksformen angenommen. Es ist ihr so viel Neues „in den Schoß gefallen“. Ihre „Sünde“ bestand darin, daß sie die „Väter verleugnet“ und die Ursprünge der neu entstehenden Christentumsvarianten nicht benannt, sondern einfach zu ihrem Eigentum erklärt hat, was ihr von den Anderen geschenkt wurde. Man könnte das Verhalten der christlichen Kirchen in ihrer Begegnung mit anderen Kulturen auch mit dem eines hochmütigen Bräutigams vergleichen, der so stolz auf seine edle Herkunft ist, daß er meint, auf die kostbare Mitgift seiner Braut nicht angewiesen zu sein, ja diese sogar als minderwertig verachtet. Auch in der Ehe merkt er nicht oder will er nicht zugeben, daß die Werte der Lebenswelt seiner Frau längst zu den seinen geworden sind und daß ihr gemeinsames Leben von den „Reichtümern“ zehrt, die sie beide in die Ehe mitgebracht haben.

Aus diesem Vergleich und aus unseren eigenen positiven Erfahrungen in der Begegnung mit Menschen anderer Kulturen wird wahrscheinlich auch ein wenig verständlich, warum sich das 2. Vatikanische Konzil im Missionsdekret veranlaßt sah, nicht nur den Missionaren, sondern allen Jüngerinnen und Jüngern Christi den eindeutigen Auftrag zu geben, sie sollten „die Menschen, unter denen sie leben und mit denen sie umgehen, kennen (und) in aufrichtigem und geduldigem Zwiegespräch ... lernen, was für Reichtümer der freigebige Gott unter den Völkern verteilt hat ...“ Sie sollten sich aber auch, so sagt das Konzil, darum „bemühen, diese Reichtümer durch das Licht des Evange-

20 N. BRIESKORN, *Lateinamerika und Europa*. Eine Interpretationsgeschichte, in: *Stimmen der Zeit* 117 (1992) 95.

liums zu erhellen, zu befreien und unter die Herrschaft Gottes, des Erlösers, zu bringen.“²¹ Diese Wirklichkeit des Reiches Gottes, wie sie Jesus verkündet und praktiziert hat, duldet freilich keinerlei Gewalt. Sie kann vor allem auch nicht die Gewalttätigkeit gegenüber kulturellen Werten eines Volkes rechtfertigen. Genau das aber hat man im Laufe der Missionsgeschichte wohl allzu häufig vergessen.

Daß das 2. Vatikanum, obwohl es noch sehr stark von europäischer Theologie bestimmt war, trotzdem zu einer neuen ekklesiologischen Grundlegung der Kirche als Gottesvolk, das „in allen Völkern der Erde wohnt“, fand, ist wohl der Tatsache zu verdanken, daß die Konzilsväter untereinander schon damals eine Erfahrung von Weltkirche machen konnten, auch wenn viele von ihnen noch kaum eine Sensibilität für die theologischen und pastoralen Chancen und Möglichkeiten einer multikulturellen Vielvölkerkirche besaßen.

Im zweiten Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche wird über sie gesagt, daß sie als das eine Gottesvolk „in allen Völkern der Erde wohnt“ und „aus ihnen allen seine Bürger nimmt ... Diese Eigenschaft der Weltweite, die das Gottesvolk kennzeichnet,“ so fährt der Konzilstext fort, „ist Gabe des Herrn selbst ... Kraft dieser Katholizität bringen die einzelnen Teile ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzu, so daß das Ganze und die einzelnen Teile zunehmen aus allen, die Gemeinschaft miteinander halten und zur Fülle in Einheit zusammenwirken ... Darum gibt es auch in der kirchlichen Gemeinschaft zu Recht Teilkirchen, die sich eigener Überlieferungen erfreuen, unbeschadet des Primats des Stuhles Petri, welcher der gesamten Liebesgemeinschaft vorsteht, die rechtmäßigen Verschiedenheiten schützt und zugleich darüber wacht, daß die Besonderheiten der Einheit nicht nur nicht schaden, sondern ihr vielmehr dienen. Daher bestehen schließlich zwischen den verschiedenen Teilen der Kirche die Bande einer innigen Gemeinschaft der geistigen Güter, der apostolischen Arbeiter und der zeitlichen Hilfsmittel ...“²²

Hätten sich aus dieser Ekklesiologie der Ortskirchen und ihres Eigenwertes und Eigenstandes innerhalb der einen Weltkirche nicht längst richtungsweisende kirchenstrukturelle Veränderungen ergeben müssen? Welche Chancen sich daraus für ein erneuertes Verständnis des Petrusamtes, der Aufgabe der Bischofskonferenzen, regionaler Konzilien oder Synoden ergeben könnten und welchen pastoralen Gewinn das alles auch für die ökumenische Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche darstellen würde, davon kann man angesichts mancher zentralisierender „Maßregelungen“ nur träumen und darauf vertrauen, daß der Geist Gottes die Kirche, seine „Braut“, doch immer wieder einmal aus ihren engen sauerstoffarmen Gemächern „ins Freie führt“ und mit ihr Grenzen überschreitet, damit sie die Welt etwas unvoreingenommener kennenlernt und ihre Angst vor deren Vielfalt ablegt.

21 *Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche*, n. 11.

22 *Kirchenkonstitution* n. 13.

Aus den ekklesiologischen Weichenstellungen des Konzils muß ein neues Missionsverständnis und eine der empirischen Gestalt der heutigen Weltkirche entsprechende missionarische Spiritualität abgeleitet werden. „Träger der Evangelisierung ist die Universalkirche in ihren Ortskirchen und Gemeinden, wobei das gegenseitige Sich-Beschenken an die Stelle des einseitigen Betreuungens durch die westliche Kirche getreten ist.“²³ Man kann mit Recht darauf hinweisen, daß man davon nun schon mindestens zwanzig Jahre rede. Ein alter Hut also. Als einer, der selbst erst vor wenigen Jahren aus einer Kirche des Südens nach Mitteleuropa zurückgekommen ist, wage ich aus meiner eigenen Erfahrung mit Gemeinden, Theologiestudierenden und Kirchenleitungen zu behaupten: Trotz der intensiven Bildungsarbeit der kirchlichen Hilfswerke sitzt der Hut bei vielen immer noch nicht recht. Er wirkt oft noch sehr „aufgesetzt“. Denn *in* den Köpfen und Herzen vieler Gläubigen regieren nach wie vor neokoloniale Einstellungen und nicht selten auch ausgesprochen rassistische Vorurteile. Unsere Missionsvorstellungen sind leider immer noch zu einem beträchtlichen Teil von einem gewissen Glaubens- und Kulturbringerbewußtsein geprägt, das selbst dort zu finden ist, wo nicht nur aus dem Überfluß gespendet wird, sondern eine echte Bereitschaft zum solidarischen Teilen entstanden ist. Und doch sind unsere inneren Antennen und unsere pfarlichen und diözesanen Bildschirme noch immer fast ausschließlich auf Sendung und zu wenig auf Empfang eingestellt. An diesem Punkt bedarf es einfach nach wie vor einer Umkehr im Denken und Handeln, damit die ekklesiologische Vision der „*communio ecclesiarum*“, die Vorstellung einer Weltkirche, die nicht ein monolithisches und durch autoritäre Führung zusammengehaltenes Blocksystem ist, sondern eine Lebensgemeinschaft von eigenständigen, untereinander kommunizierenden Ortskirchen, auch im Gemeindeleben Gestalt annimmt.

Die Kirchen des Südens und auch die Kirchen des Ostens, ertragen es nicht mehr, wenn sie bevormundet werden, auch wenn ihnen in mancher Hinsicht bis jetzt nichts anderes übrig bleibt, als eine gewisse Abhängigkeit zu akzeptieren. Man sollte auch damit aufhören, sie „junge Kirchen“ zu nennen, denn so jung ist man mit zwanzig, vierzig, zweihundert oder fünfhundert oder mehr Jahren Lebenszeit als Ortskirche nicht mehr. Sie sind längst erwachsen und haben ihre eigene kulturelle Identität, ihren je eigenen und oft sehr leidvollen geschichtlichen Weg und vielerorts ihre eigene Theologie und Pastoral. Sie stehen nicht mit leeren, nur zum Betteln ausgestreckten Händen da, sondern haben der Weltkirche und den anderen Ortskirchen etwas zu geben und mitzuteilen. Sie sind, ganz gewiß nicht weniger als eine Ortskirche im deutschsprachigen Raum, Ausdruck geisterfüllter, „geistreicher“ und deshalb auch lebendig-spannungsgeladener Vielfalt, und als solche kostbare Gabe des Herrn an seine Kirche. Sie sind im Sinne der Weltkirchenvision des 2. Vatikanischen Konzils Zeichen und Wirklichkeit „geschenkter Katholizität“, die wahrzunehmen und anzunehmen, aufzuwerten und mitzuteilen wesentlicher Teil unserer missionarischen Sendung ist.

23 M. KEHL, *Katholische Ekklesiologie* 214.

4. Anfragen und Handlungsfelder

Was in diesen grundsätzlichen, und für uns alle nicht neuen, Überlegungen angedeutet wurde, wird sicher in den folgenden Referaten und vor allem aus den je verschiedenen Blickwinkeln der Ordensgemeinschaften, Hilfswerke und Diözesen auf ihre Umsetzbarkeit in die jeweilige Praxis geprüft werden müssen. Lassen sie mich als Angehöriger einer Missionsgemeinschaft, der von all dem natürlich auch direkt mitbetroffen war und ist, aber auch als praktischer Theologe, der die hier zur Diskussion anstehenden Praxisfelder auch als Gegenstand der Pastoraltheologie und Missionswissenschaft betrachtet, lediglich einige Anfragen stellen, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, aber eine Brücke zu dem sich anschließenden Meinungs- und Erfahrungsaustausch und zu den weiteren Überlegungen dieser Tagung schlagen können.

Was würde sich z. B. für uns als *Ordens- und Missionsgemeinschaften* aus einer konsequent praktizierten Spiritualität weltkirchlicher Mitteilung für eine Neuorientierung unserer Präsenz in unseren Ortskirchen hier ergeben? – Viele Menschen erfahren die christlichen Kirchen in Mitteleuropa als wenig lebendig und zukunftsfruchtig, sondern als müde und in ihren pastoralen Möglichkeiten als nahezu chancenlos und erschöpft. Manche von uns haben aus dem Süden der Welt sehr hoffnungsvolle Kirchnerfahrungen mitgebracht und müssen oft den Eindruck gewinnen, daß sie damit in einigen Kirchenkreisen, in manchen Gemeinden, aber auch bei Kirchenleitungen nicht besonders willkommen sind. Warum herrscht hierzulande mancherorts eine geradezu panische Angst vor einem „frischen Wind aus dem Süden“ der Weltkirche?²⁴ Warum versucht man da und dort sogar, andere Formen des Gemeindelebens und des gesellschaftspolitischen Engagements der Kirche, andere Theologien vorschnell als Gefahr für die „katholische“ Kirche, als „nicht katholisch“, zu disqualifizieren, wo all das doch bei näherem Hinsehen qualifizierter Ausdruck dieser Katholizität ist?

Wenn die Orden ein Geschenk Gottes an seine Kirche sein sollen, dann sollten sie sich auch nicht scheuen, eine prophetische Herausforderung für die Kirche und ihre Hirten zu sein.²⁵ Warum schleichen auch wir als Ordensleute oft nur auf ganz leisen Sohlen daher und wagen kaum etwas zu sagen und zu praktizieren, was irgendwo oder bei irgendwem Anstoß erregen könnte? Nehmen auch wir die „schlechte und abgestandene Kirchenluft“ nicht wahr, die bei vielen zu akuter Atemnot führt und sie zum Auszug aus den traditionellen Kirchenräumen bewegt? Ist es nicht gerade unsere Aufgabe, in einem sich in mancher Hinsicht zu einer Festung entwickelnden Europa Zugbrücken hinabzulassen und die Fenster und Türen zur Weltkirche aufzustoßen? Sollen wir in unseren Diözesen nur mehr dazu da sein, Löcher zu stopfen, statt mit den we-

²⁴ Vgl. dazu F. WEBER, *Frischer Wind aus dem Süden*. Impulse aus den Basisgemeinden, Innsbruck – Wien 1998.

²⁵ JOHANNES PAUL II, *Nachsynodales Schreiben „Vita Consecrata“*, n.1, n.84.

nigen lebendigen Kräften, die wir noch haben, neue „Atemwege“ und „Lebensräume“ zu erschließen? Müssen wir in einer Kirchensituation, wo mancherorts die Angst vor jedem kleinen Feuerchen zur Folge hat, daß „der Ofen bald aus“ ist, nicht den Mut haben, Feuer zu legen und auch zu brennenden Fragen in Kirche und Gesellschaft engagierte Stellung zu nehmen?

Wenn die Orden, wie es in dem Apostolischen Schreiben über das „Geweihete Leben“ gefordert ist, nicht als Randerscheinung, sondern als wesentlicher Bestandteil kirchlichen Lebens zu betrachten sind,²⁶ warum stehen wir dann, gerade als Missionsorden oft am Rande oder fast außerhalb der Ortskirchen? Vielleicht ist unsere Spiritualität und Lebenspraxis aufgrund bestimmter historischer Entwicklungen tatsächlich etwas eigenbrötlerisch geworden und noch immer durch Abgrenzung gegenüber diözesanen Institutionen geprägt.

Gilt das mancherorts etwa auch in unserer Beziehung zu den entsprechenden *Diözesanstellen für „Mission, Entwicklung und Frieden“*; die auf Anordnung der Würzburger Synode errichtet wurden und den Ortskirchen seither einen ganz wichtigen Dienst erweisen? Wie erfahren sich die Verantwortlichen dieser diözesanen Stellen innerhalb der Diözese? Haben sie z. B. auch Einfluß auf immer notwendiger werdende neue Pastorkonzepte? Dürfen sie auch Neues einbringen oder gelten sie nur als Aushängeschild und bürokratisches Instrument für die Abwicklung der Geschäfte mit den Partnerdiözesen und Partnergemeinden?

Die großen deutschen *Hilfswerke* haben seit Jahrzehnten nicht nur ein beachtliches Spendenvolumen verwaltet, sondern durch ihre entwicklungspolitische und missionarische Bildungsarbeit auf breiter Basis eine neue Grundlage für eine weltkirchliche Spiritualität des Teilens zu schaffen versucht. Damit sind sie heute, gerade auch dadurch, daß sie dort, wo es notwendig war, auch Konflikte nicht gescheut haben, in der Öffentlichkeit anerkannt und glaubwürdig. Ist es ihnen auch gelungen, die vielen Formen der Solidaritätsbewegung, deren Gruppen in kirchlichen Kreisen als Hoffnungs- und Erneuerungspotential viel zu wenig geschätzt und „in Dienst“ genommen werden und die deshalb ihre wichtige Tätigkeit oft schon am Rand oder außerhalb des Gemeindelebens entfalten, anzusprechen und zu einer Vernetzung der verschiedenen Gruppierungen beizutragen? Wie weitreichend sind die pastoral-theologisch-spirituellen Impulse, die von ihnen ausgehen? Erreicht das gut ausgearbeitete Material auch die Basis der Pfarrgemeinden? Welche Möglichkeiten einer persönlicheren Vermittlung müßten noch stärker ausgeschöpft werden? Wie steht es um die Weitergabe missionstheologischer und weltkirchlicher Inhalte an die Universitätstheologie, nachdem die Missionswissenschaft auch als Neben- und Wahlfach praktisch nahezu vollständig von den theologischen Fakultäten des deutschen Sprachraums verschwunden ist?

26 EBD., n.3.

Der bekannte deutsch-brasilianische Missionswissenschaftler Paulo Suess hat vor kurzem im Blick auf die Defizite der Amerikasynode zu bedenken gegeben, daß alles darauf hindeute, daß die Weltkirche des 21. Jahrhunderts in vieler Hinsicht eine ärmere Kirche sein würde. Er plädiert deshalb für einen „new deal“; für „eine neue Teilung der Güter und die Anerkennung jener Fülle, die wir in unserer kulturellen Verschiedenheit gemeinsam besitzen. Das neue Teilen“; so betont Suess, weise „auch hin auf eine Umverteilung zwischen Laien und Klerus, zwischen Männern und Frauen und zwischen dem Hirtenamt des Ortsbischofs und dem des Papstes. Mündige Kollegialität und universale Verantwortung der Ortskirchen könnten prophetische Zeichen ... sein in einer Welt, die von neuen Erscheinungsformen des Autoritarismus und Zentralismus bedroht ist. Sie könnten auf den Protagonismus der Armen und Anderen hindeuten, auf ihre Partizipation bei der Verwaltung und Verteilung der Güter dieses Planeten und darauf, daß in der Kirche Christi gerade die schwächste und ohnmächtigste Stimme sehr deutlich vernommen wird.“²⁷

Die „Lerngemeinschaft Weltkirche“ – ich halte den Titel der 1993 erschienenen Arbeit von Klaus Piepel²⁸ für eine geglückte Formulierung – steht freilich erst am Anfang ihres Weges und viele in ihr drücken noch die Bänke der Vorschulklasse und Erstalphabetisierung. Ein nicht geringer Teil der „Übungsschule Kirche“ scheint diesem Unterricht gegenwärtig überhaupt noch fernzubleiben. Bei näherem Hinsehen müßte man zur Zeit manche, die sich schon „in höheren Klassen“ befinden, glatt durchfallen lassen, weil ihre Grundkenntnisse nicht ausreichend sind und ihr Verhalten und ihre Lernbereitschaft von einer großen Verantwortungslosigkeit zeugen. Ein „Reifezeugnis“ würde ich ohnedies auch uns hier, die wir in dieser Materie sozusagen alle vom Fach sind, nicht in die Hand drücken. Denn in dieser Fähigkeit zur interkulturellen Begegnung und Partnerschaft, in dieser Bereitschaft zu lernen, zu empfangen und zu schenken, in dieser Spiritualität des gegenseitigen Teilens und der Mitteilung, sind wir immer wieder „Erstklässler“ und am Anfang eines „Einschulungsprozesses“. Um die Fähigkeit zur Wahrnehmung „der Anderen“ muß man sich wahrscheinlich ein Leben lang mühen, indem man tiefere Begegnungen mit Menschen anderer Lebenswelten und Kulturen riskiert und sich von ihnen beschenken läßt. Im tiefsten ist eine solche Spiritualität gegenseitiger Mit-Teilung wie jedes authentische geistliche Leben wohl aber selbst ein Geschenk des Geistes, der weht, wo er will, und seine Gaben austeilte, wo, wann und wie es ihm gefällt. Warum besteht in der Weltkirche von heute bisweilen solche Angst vor dieser multikulturellen und interkulturellen Wirksamkeit des Geistes Gottes, dem wir das Geschenk unserer „Katholizität“ verdanken und der sowohl als Verursacher der Vielfalt als auch als Garant der Einheit „letzverantwortlich“ ist?

27 P. SUESS, *Dich führen, wohin du nicht willst*. Zur Römischen Bischofssynode für Amerika, in: Missionszentrale der Franziskaner (Hg.), *Quo vadis? Kirche in Amerika*, Bonn 1998, 19 f.

28 K. PIEPEL, *Lerngemeinschaft Weltkirche*. Lernprozesse in Partnerschaften zwischen Christen der Ersten und Dritten Welt, Aachen 1993.